

freiendes Reden vom Menschen: „Anthropotheologie“. Es versucht ein Fazit zu ziehen, das sich zugleich als Programm verstehen kann: Philosophisches Reden vom Menschen spricht tatsächlich immer von Gott. Das Freiheitsthema wird aber hier nicht mehr ausdrücklich und direkt einbezogen. Warum eigentlich? Ist nicht gerade die Grenze unserer Freiheit das „Angrenzen“ Gottes, so daß der „Grenzgänger“ Mensch in seinem Reden immer von dieser Gemeinsamkeit Zeugnis geben muß — und dies eben „Anthropotheologie“ einschließt?

Das Buch ist — wie die meisten der hier schon vorgestellten Publikationen von J. Splett — wegen seiner gedanklichen Dichte und Originalität schwierig zu lesen. Es wird aber als Diskussionsbeitrag und -fortschritt im Themenfeld der „Freiheit“ nicht mehr zu umgehen sein.

Graz

Winfried Gruber

FISCHER HELMUT (Hg.), *Sprachwissen für Theologen*. (162.) Furche-V. Hamburg 1974. Paperback DM 22.—.

Der Bd. bringt Beiträge von 8 Autoren. Alle sind Theologen, die ein Zweifach beherrschen: Philologie, Linguistik, Soziologie, Pädagogik, Philosophie. Dies kommt den Informationen, die der Bd. hergibt, zugute. Das Buch informiert: über die Sprachdenker unseres Jahrhunderts (Melzer), die europäischen (Grabner-Haider), nordamerikanischen (Buri), personalistischen (Melzer) Sprachtheorien mit ihren geistigen Hintergründen; über Bezugswissenschaften der Sprachtheorien in Soziolinguistik (Alheit), Lexikologie (Kaempfert), Contentanalyse als statistischer Semantik (Lütcke), Generative Poetik als Neuentwurf zur Grammatik (Güttgemanns). Wichtig sind die Hinweise auf die Relation von Sprachen und Wirklichkeitsverständnis als Beitrag zur Sprachinhaltsforschung und zur Argumentation in Sprachmodellen (drei Beiträge von Fischer).

In jedem Beitrag werden Methoden und Teilergebnisse der neuen Sprachforschung so vorgestellt, daß die Relevanz für Theologie und Verkündigung angedeutet wird. Diese Andeutungen wollen meist theologiekritisch Anstöße geben. Andere plädieren für den Nutzen statistischer Erfassungs- und Auswertungsverfahren bei der Aufschlüsselung von Texten. Nicht nur analytisch, sondern konstruktiv arbeitet Güttgemanns mit Mitteln der „generativen Poetik“. Trotz des für den linguistischen Laien befremdlichen Fachjargons in den Überschriften sind die Artikel in ihrer Durchführung für jeden verständlich. Das Buch wird zu einer Einführung, die Schlagwörter als Grundbegriffe erklärt. Der Sammelband, nimmt man die stets verzeichnete weiterführende Literatur hinzu, kann Theologen helfen, die Angst vor Linguistik

argumentativ zu überwinden.

Regensburg

Norbert Schiffrs

BIBELWISSENSCHAFT AT, NT

NISSSEN ANDREAS, *Gott und der Nächste im antiken Judentum*. Untersuchungen zum Doppelgebot der Liebe (WUNT 15) (XVI u. 587.) Mohr (Siebeck), Tübingen 1974. Ln, DM 115.—.

Es handelt sich hier um ein opus durum im Doppelsinn: ein schwerwiegendes opus, und ein nur mit schwerer Mühe aufzuarbeitendes opus. Das Literaturverzeichnis umfaßt 40, Sach-, Personen- und Stellenregister dagegen 45 Seiten; für die Behandlung des Themas verbleiben immerhin noch 502 Seiten. Ist das gestellte Thema wirklich derart ergiebig? Oder handelt es sich um eine Fleißaufgabe? Der Titel ist derart weitmaschig, daß hier die gesamte altjüdische Literatur eingebaut werden könnte, was ins Uferlose ginge. Im Untertitel findet sich zwar die Einschränkung auf das Doppelgebot der Liebe, was aber nicht weniger umfassend ist. Warum aber der Rahmen so weit gespannt werden mußte, sieht man erst, wenn man sich mit dem Buch näher einläßt. Es erschien nicht ohne Grund in der Reihe „Wissenschaftliche Untersuchungen zum NT(!)“. Der erste und der letzte Satz bilden die alles umfassende Klammer: „Jesus war Jude“ (1) — „Sollte aber Jesu Doppelgebot der Liebe Summe und Maß des Gotteswillens gewesen sein — was bedeutet es dann, wenn es heißt: Jesus war Jude?“ (416). Somit hätten wir es mit einer vom Evangelium her sich aufdrängenden Fragestellung zu tun.

Die „Einführung“ (1 ff) bringt daher einen Überblick über die Leben-Jesu-Forschung vom Beginn der Aufklärung bis zur Heimholung Jesu ins Judentum. „Die jüdische Verwurzelung und Prägung Jesu . . . wurde durch die verstärkt einsetzende Erforschung des Spätjudentums entscheidend erweitert und vertieft . . . Sie führt besonders im jüdischen und nicht selten im christlichen Lager zu der Meinung, daß gerade im Bereich der Ethik Jesus nichts Neues oder wenigstens nichts die Möglichkeit des Judentums grundsätzlich Überschreitendes gelehrt hat“ (4). Nun komme die Ethik Jesu, auf die kürzeste Formel gebracht, im Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe am besten zum Ausdruck. Damit wäre der Knoten geschürzt. Kann Jesus aufgrund des Doppelgebotes ins Judentum heimgeholt werden oder unterscheidet er sich wesentlich davon? Unter „Methoden und Quellen“ (9—41) wird zunächst gesagt, daß der Vergleich von Einzelstellen zu keinem Ziel führe, man müsse vielmehr aufs Ganze gehen. Vf. nennt dies „systematische Methode“, da erst diese den Einzelaussagen ihren Platz im religiösen Gesamtzusammenhang zuweise. „Der Botschaft Jesu ist nicht

eine Fülle jüdischer Materialien, sondern die Botschaft des Judentums selbst gegenüberzustellen" (10). Trotz des weiten Spektrums verschiedener Richtungen habe es ein normatives antikes Judentum gegeben. „Das Wesen einer Religion ist nicht auf der dünnen Linie der Periferie zu suchen, die Einzelpunkte miteinander verbindet, sondern in der Lebensmitte aller Erscheinungen" (40). Diese können nicht mit einem „Durchschnitt" allein erschlossen werden, sondern nur aus der ganzen Breite der Aussagen. — Damit hat sich Vf. nicht mehr und nicht weniger vorgenommen, als das *Wesen des antiken Judentums* zu erfassen, um von daher die Einzelfrage des Doppelgebotes zu lösen. Die zugrunde gelegten „Quellen" umfassen demnach, angefangen vom AT, das gesamte altjüdische Schrifttum, das irgendwie aufzuarbeiten schon eine herkulische Arbeit gewesen sein muß.

Was als Lebensmitte des Judentums verstanden wird, kommt in den Titeln der Hauptteile zum Ausdruck: 1. Offenbarung und Erwählung — 2. Gerechtigkeit und Gnade — 3. Die Tora und ihre Gebote. Wir können nicht auf Einzelheiten eingehen, beschränken uns also auf den Tenor der „systematischen Erfassung des Wesens des Judentums". Die angeführten Titel zeigen schon, daß es sich um Leitworte der atl Theologie handelt. Die 1000 und mehr Belege aus der antik-jüdischen Literatur zeigen im Wesentlichen keine Bruchlinie, sondern eine kontinuierliche Weiterentfaltung atl Denkens, das primär um den sich offenbarenden Gott und dessen Auftrag an den Menschen kreist. Wie in der Schöpfung, so durchdringt Gottes Wille auch in Erwählung und Gesetzgebung das gesamte Sein des Menschen. Aufgrund der Tora steht der Mensch bis in die einzelnen Handlungen unter diesem unmittelbaren Willen und Gebot Gottes. Für die Entwicklung einer laisierten Ethik ist hier kein Platz. Im folgenden langen Satz, der auch den pleonastischen Stil des Vf. kennzeichnet, findet der Weg durch das Labyrinth sein Ziel: „Wenn daher Gott der ist, als der er sich am Sinai offenbart hat, wenn Mensch und Welt die sind, als die sein Wirken und Sicherschließen sie voraussetzt und zeigt, und wenn sein Wille abgeschlossen und unwandelbar-unüberbietbar der ist, den die Offenbarung in vollkommen-unmittelbarem Abdruck enthält und erschließt, dann kann kein Gebot um eines anderen willen relativiert oder beseitigt werden dürfen, sondern sind sie alle gleichermaßen zu achten und zu befolgen, weil sie als umgrenzt-erfüllbare allein in ihrer gottgesetzten Summe die Gottgemäßheit in sich schließen" (416).

In einem eigenen Teil behandelt Vf. die Sonderstellung Philo's innerhalb des antiken Judentums (417—502). Den Hauptteil schließt er mit der bereits am Beginn des Werkes an-

geführten Frage: „War Jesus Jude?". Die große Untersuchung führt also damit zum Anfangspunkt zurück und schließt mit einem Bedingungssatz. Soll damit impliziert werden, daß keine Schwierigkeit bestünde, Jesus im Judentum zu beheimaten, da doch die Möglichkeit bestünde, das Doppelgebot als Summe des Gotteswillens zu verstehen? Die Frage hätte sich viel einfacher mit der Zitierung der Vater-Unser-Bitte „Dein Wille geschehe wie im Himmel so auch auf Erden" beantworten lassen. Dies bedeutete, daß das Doppelgebot nicht aufzulösen, sondern als Ganzes unter den Willen des einen Gottes zu stellen wäre. Damit aber wäre Jesus noch viel stärker im „Judentum" verankert als Vf. direkt ausspricht.

Dieses opus durum könnte daher als Entwurf zu einer Summa theologiae judaica gewertet werden; für die spezielle Christologie wirkt es wenig ab, da sich das Wesen Jesus von der Ethik allein her kaum aufschlüsseln läßt. In der Ethik geht Jesus konform mit den großen jüdischen Lehrern. Die Jesusfrage wird erst aufregend, wenn man vom messianischen Anspruch ausgeht. Dann aber müßte man den Anfangs- und Schlußsatz dahin abändern: „Jesus war der unjüdischeste Jude", weil er das Judentum transzendierte."

Graz

Claus Schedl

MUSSNER FRANZ, *Der Galaterbrief*. (HThK, Bd. IX) (XXII u. 426.) Herder, Freiburg 1974. Ln. DM 59.—.

10 Jahre nach seinem Kommentar zum Jakobusbrief (*1964, *1967) legt M. einen schon äußerlich gewichtigen Kommentar zum ntl „Gegenstück" des Jakobusbriefes, zum paulinischen Galaterbrief vor. Die Aufgabe eines solchen großen Kommentars ist in erster Linie die, den exegetischen status quaestionis zusammenfassend und ausführlich darzustellen. Dieser Aufgabe hat sich M. mit Souveränität entledigt. Große Aufmerksamkeit ist den sprachlichen Problemen gewidmet. Daß neben den klassischen Grammatiken zum NT auch die Grammatik von E. Mayser (Grammatik der griechischen Papyri aus der Ptolemäerzeit, 2 Bde., 1906—1934) häufig herangezogen wird, ist nachahmenswert. Auffallend ist das Bemühen des Vf., einzelne Termine der Linguistik (Term, Basissätze, Syntagma, semantische Valeur, Diachronie/Synchronie, Kompetenz/Performanz, u.a.m.) in das exegetische Vokabular aufzunehmen. Methodenkritische Überlegungen sind damit (wenn man von dem kleinen Abschnitt S 355 f absieht) nicht verknüpft. Die linguistischen Termini werden in die herkömmliche Gestalt des Kommentars eingefügt, ohne diese Gestalt zu sprengen.

Die einleitungswissenschaftlichen Urteile sind vorsichtig. Vf. vertritt (mit Kautelen) die sog. „Landschaftshypothese", läßt den Gala-